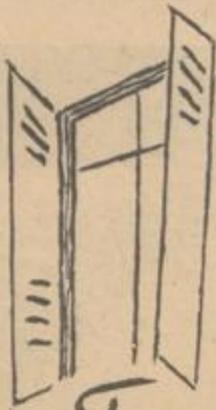


Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher neue Zeitung. 1947-1949 1949

[6] (10.9.1949) Das Fenster



Das Fenster

1. JAHRGANG · SUDEUTSCHE ALLGEMEINE

Vor vier Jahren schrieb W. Borchert sein Schauspiel „Draußen vor der Tür“. Er fand darin auf die Frage des Hauptmanns Beckmann keine andere Antwort als die Verweifung des Selbstmords. In unserem Beitrag „Monolog mit 33“ nimmt Alwin Michael Rueffer die Frage auf und bedarf zu einer Antwort, die G e s e n d g heißt. — Ein weiterer Beitrag ist von dem Dichter Wolfgang Martin Schede, der zu dieser Stelle schon früher zu Wort gekommen ist.

Monolog mit 33

Von Alwin Michael Rueffer

Du sitzt und sinnst. Dämmerung steigt mit den Wolken. Und Du weißt: dies ist ein Tag, der zu Deiner Ruhe gemacht ist. Kein Tag zum Träumen, denn die Unrast, aus der Du kamst, lebt noch in Dir. Du bist in diese Berge gefahren, um nachzudenken. Auf Dich wartet ein neuer Tag, an dem Du ein Neues beginnen kannst. Du weißt, das ist eine Gnade: neu beginnen zu dürfen. Aber schon lächelst Du. Nun, Dein Lächeln geht vielleicht nur Dich an, Dich ganz allein und warum willst Du, daß andere darum wissen? Du kannst es denen erklären, die jetzt über Dich lächeln. Du kannst sagen: Ich bin nicht der einzige, der lächelt, wenn er beginnt, über sich selbst und seine Jahre nachzudenken. — Du willst denen, die Dich bedauern oder über Dich richten, etwas sagen, aber sie müssen zuvor wissen, wer Du bist. Du brauchst nicht Vater und Mutter zu nennen. Nur dies: Jahrgang 1916. Und vielleicht hört man Dir jetzt eine Weile zu, etwas gelangweilt zwar, aber immerhin, man hört zu. Man weiß schon, was kommen wird. Eine Predigt über die verlorene Jugend, den verdammten Krieg, eine Predigt über das Chaos, die Gefangenschaft, über Heimkehr und Enttäuschung. Dies alles wäre nicht neu. Du willst niemanden damit belästigen. Ein anderer hat darum gestritten. Er hieß Beckmann und war Unteroffizier. Er kam heim und ging in die Elbe. Ihm hat keiner Antwort gegeben, obwohl er aus Liebe um Liebe bat, schrie, verweifelte und endlich starb. „Was will denn dieser Beckmann, soll ich ihm ein Auto schenken?“ Dies hat Dich einer gefragt. Vor zwei Jahren.

Du willst keine Antwort, weil Du nicht Beckmann heißt und nicht wie er bis auf den tödlichen Grund denken magst. Du suchst eine Lösung für das Leben. Die Uniform ist von Dir abgefallen. Sie war blank, als Du 1939 Soldat wurdest, 1945, beim letzten verzweifelten Aufbäumen hing sie in Fetzen, und in der Gefangenschaft hattest Du nur Lumpen an. Jetzt schmückt Dich ein grauer Anzug. Deine Schuhe sind besohlt, Dein Hemd ist sauber. Alles was an Dir außen war, hat sich verändert. Du willst darüber nachdenken, ob das unsichtbare Innere in Dir auch schmuck und rein ist wie das äußere Gewand Deiner 33 Jahre. Deshalb willst Du Dich an den Augenblick erinnern, da für Dich dieser Krieg zu Ende ging. An diese einzige Sekunde. Und schon fühlst Du: Erinnern ist leicht, Deuten, unendlich schwer. Es bleibt nur, zu versuchen, Dich in die Mitte Deines Selbst zu tasten und dabei den Irrtum ruhig einzuschließen. Du könntest aussagen im Namen aller derjenigen, die wie Du im ersten Weltkrieg geboren wurden. Aber Du scheust Dich, das „Wir“ auszusprechen. Etwas in Dir versagt Dir das Recht hierzu. Sie waren Deine Kameraden, viele sind es heute noch. Jeder aber ist ein eigener Mensch mit einer eigenen Not.

Eine Begegnung wird in Dir lebendig: Sie hieß Renate und sie war nicht nur eine gute Krankenschwester, sondern auch eine schöne Frau. Immer waren ihre Hände zart, auch dann, wenn sie mit einer Spritze ins Lazarettzimmer kam. Natürlich liebte ihr sie alle. Jeder auf seine Weise. Sie aber liebte Euch alle nur auf eine Weise: gleich bereit für alle und gleich verschlossen vor jedem. Deshalb war auch in Euren vier Wänden wirklicher Friede. Draußen aber tobte der Krieg auf dem Gipfel der Vernichtung. — Ein Bild ist Dir geblieben, ein Wort von Renate. Als Du noch lange nicht gesund warst, da sagte Renate zu Dir: „Eines Tages können auch Sie wieder die Beine aus dem Bett tun ...“ Darüber heute nachzudenken, ist gut. „Die Beine aus dem Bett tun ...“ Schwester Renate half Dir, als Deine Stunde da war, sie stützte Deine ersten Schritte in die Genesung. Und sehr bald war dann der Graben wieder Dein Heim. Aber sie konnte damals nicht wissen, daß mit der Heilung Deiner Wunden die Krankheit des Krieges in Dir nicht gebannt war. Viel später zerbrach in Dir der Traum von einer besseren Welt, für die Du glaubtest, Soldat zu sein, und die Krankheit des Krieges begann zu wüten. Das war, als Du vor einem Berliner Laternenpfahl standest, an dem ein Siebzehnjähriger hing, ein Schild auf der Brust: Ich habe die Treue gebrochen. In jener Sekunde sog die Krankheit Dich auf, und sie hat Dich bis zu diesem Abend besessen. Sie war während der Gefangenschaft in Dir, sie schwelte in Deiner Heimkehr, sie brannte unter Deinen Füßen, als Du wieder zur Arbeit gingst, sie hockte auf der Decke Deines Bettes, sie nagte am Tisch Deiner Familie. Immer wieder brach sie auf, so sehr man sich auch um Dich bemühte. Manch guter Mensch war in diesen vier Jahren um Dich und manch einer versuchte, Dich aus

dem Labyrinth zu geleiten. Du aber mußt selber den Weg finden. Jetzt ist die Stunde, da Du in einem ganz anderen Sinne wie damals hörst: ... auch Sie können wieder die Beine aus dem Bett tun.“ Du fühlst: die Genesung vom Krieg will beginnen.

Solche Einsicht mußt Du nun mitteilen, denn es sind viele im Volk, viele in anderen Völkern, die auf die Genesung der Jugend von gestern warten. Sie alle wissen: die Jugend von heute bedarf der Pflege. Aber die heute Dreißig- bis Fünfunddreißigjährigen, sie sind die Generation, die in naher Zukunft die Mitte des neuen Volkes sein werden. Gleichsam der Stamm des Baumes. Was diese Generation im Innern geworden ist, seitdem Feuer und Blut ihre frühen Jahre bestimmten, dies kann den Einsichtigen, den wahrhaft Liebenden nicht gleichgültig sein. Und Du weißt, daß Gleichmut und unbedachtes Urteil jetzt nicht mehr deiner Schritte beschatten. — Darum wagst Du jetzt, die Gefangenschaft zu loben.

Nicht die Exzesse einer menschenunwürdigen Behandlung, nicht ihre maßlose Dauer, nicht die Ungewißheit der Heimkehr. Aber Du lobst die Augenblicke der Einsamkeit, der Gefangenschaft in Dir selbst und der daraus erwachsenden Erhöhung in eine bessere Einsicht. Solche Sammlung im Innern ist nach Jahren nun der Beginn einer Genesung geworden. Man muß den Unfrieden in dem Herzen der Jugend von gestern mit erlitten haben, ihr Suchen nach einer beständigen Wahrheit, um begreifen zu können, was es für sie bedeutet, den Weg gefunden zu haben.

Als diese Stunde mit der Dämmerung des Abends über den Berg zu Dir ins Zimmer kam, da lächelst Du. Ueber Dich selbst. Ueber den Versuch, Deine 33 Jahre abzumessen. Jetzt lächelt vor Deinen Augen das Antlitz einer Frau. Einer einfachen Krankenschwester! Ja, Sie hatten recht, liebe Renate: „Eines Tages werden Sie die Beine aus dem Bett tun können ...“

Im Eulenschrei / Von Wolfgang Martin Schede

Der Spätnachmittag zog das Licht aus der Wirtsstube. Es versickerte durch die beiden winzigen Fenster in ihren tiefen Mauernischen und ließ auf den gelbgestrichenen Wänden einen widrig-grünlichen Schein zurück. Leichenfarbe! dachte der Fremde und drehte mißmutig das rautenüberspannte Glas zwischen den Fingern. Auch der Most trübte in dieser kranken Abendfarbe, und die kleinen Perlen an der Wandlung des Glases gemahnten an Sumpf und Fäulnisgase.

Das Glas schurte über das rohe Holz der Tischplatte. Das einzige Geräusch hier. Die paar Worte mit der schwebelnden jungen Magd, ihr leises Gehen zwischen Schank- und Gastisch, dann das Schlagen der Küchentür, Schritte draußen, und Stille. Wie lange schon? Die Uhr bei der Türe: ein übel gedrehter Kasten mit fadem Zifferblatt und rostfedrigem Pendel, sie schwing. Alles schien hier zu schweigen. Selbst von draußen kein Laut. Das Haus lag selbst vom Dorf in der Mündung der Schlucht, durch welche der Fußpfad ins Tal hinunter führte.

Wenn er sich jetzt nicht aufmachte, würde er ihn nicht mehr benutzen können. Um diese frühe Jahreszeit, hatte man im Dorf gesagt, sei er selbst bei Tage nicht ohne Gefahren: Gestürzte Felsbrocken, vom Sturm ausgeraute Tannen sperrten ihn an vielen Stellen, und seine Ränder, unterwaschen und ausgehöhlt, wölbten sich trügerisch über die Klamm. Man mußte schon wissen, wohin man trat, wenn man nicht abstürzen wollte. Welcher Unsinn, hier einzukehren, und diese trübe Stunde bei saurem Most und in diesem unfruchtbaren Schweigen zu vertun! Also zahlen und gehen.

Er pochte mit dem Glas auf das Holz und rief. Keine Antwort. Aber war da nicht ein Geräusch in der Küche gewesen? Wieder rief er, und wunderte sich zugleich über den fremden Klang seiner Stimme in der leeren Stube.

Hohl, dünn. Beinahe wie ein Hilfeschrei. Es wurde Zeit, daß er aus diesem fahlen Raum fortkam, diesem modrigen Sarg voll klebriger Lautlosigkeit. Und als er noch einmal rief, hatte seine Stimme nun wirklich einen Unterton von Not.

Da ging die Türe auf. Im Rahmen stand groß, breit, schwer, als Silhouette gegen den erleuchteten Raum der Küche, ein Mann. Der Wirt offenbar.

„Haben Sie gerufen?“ fragte er ruhig. — „Ja, ich möchte zahlen.“

„Wollen Sie weiter?“ — „Ich muß ins Tal.“

„Jetzt noch, durch die Klamm?“ — „Gewiß.“

„Das können Sie nicht.“ — „Weshalb nicht?“

„Sie sind nicht von hier. Sie kennen die Klamm nicht. Sie ist gefährlich.“ — „Man hat mir das schon gesagt, aber ich werde trotzdem gehen.“

Die Sätze gingen wie ein Gefecht. Der Mann war unterdessen in die Stube und zum Tisch des Fremden getreten, massig vor ihm aufgebaut. Der Fremde konnte es nicht ertragen, sitzen zu bleiben und sich so tief unter dem großen Gesicht zu wissen, das auf ihn hinabsah. Er stand auf. Aber auch jetzt überragte ihn der Wirt ein ganzes Stück.

„Was bin ich schuldig?“

„Sie können hier übernachten und morgen früh gehen“, sagte der Wirt, ohne auf die Frage zu achten.

„Ich gehe jetzt“, sagte der Fremde, und empfand seinen gereizten Ton als lächerlich.

„Wie Sie wollen“, sagte der Wirt und nannte die geringe Summe. Der Fremde zahlte und rüstete sich zum Gehen.

„Ich werde Sie ein Stück begleiten“, sagte der Wirt.

„Ich werde mich schon zurechtfinden. Draußen ist noch Licht genug.“ Warum war er so gereizt? Der Wirt überhörte es wieder.

„Bis zur Brücke, dann wird der Weg besser. Kommen Sie!“

Ein verändertes Einwand war nicht möglich. Der Wirt ging voran. Der Fremde folgte. Draußen wandte er sich um und blickte zu dem Haus zurück. An die Felswand gedrückt, grau und stumm, ein elendes Geschöpf am Rand der Zerstörung, obgleich Zeichen des Verfalls an ihm nicht zu bemerken waren.

„Wie heißt Ihr Haus?“ fragte er. — „Im Eulenschrei“, erwiderte der Wirt, ohne sich umzuwenden.

Nun, der Name mochte passen. Der Fremde wandte sich ab und folgte dem andern. Gleich hinter dem Haus ging es steil bergab, und der Fremde, halb widerwillig, halb bemüht, den ungebeten Begleiter schnell los zu werden, beschleunigte den Schritt. Nun hatte der den Nacken des Wirts dicht vor den Augen. Das kurzgeschchnittene Haar ließ die beiden starken Schenkel frei, die unter kupferfarbener Haut im Takt der Schritte zuckten. Dampfe, quälende Erinnerung, die man nicht bannen kann ...

„Sie sind auch nicht aus dieser Gegend“, sagte der Fremde in den Nacken hinein. — „Zugezogen.“

„Schon lange?“ — „Nach dem Krieg.“

Ein Fremder wie er, ein Flüchtling vielleicht. Dachte er's doch. Diese Sorte Menschen wächst nicht hier herum auf. Wieder fühlte er die fremdartige Gereiztheit, die ihn in der Atmosphäre dieses Mannes überfiel. Und da der andere offenbar nicht zum Reden gestimmt war, trieb ihn ein innerer Widerstand, sich weiter vorzutasten.

„Eine Erbschaft wohl?“

Eine dumme Frage. Der Weg wurde unsicher. Aeste sperrten ihn, Sickerwasser, von den Felsen rieselnd, machte ihn schlüpfrig.

„Geben Sie acht!“ sagte der Wirt. Ein Stein kam ins Rollen, sprang seitwärts über den Wegrand und stürzte klatschend in die Klamm. „Wie meinten Sie?“

„Ich fragte, ob das eine Erbschaft?“ — „Nein. Gekauft. Mein Vorgänger ist im Krieg gefallen, das Haus stand leer.“

„Sind Sie allein?“ — „Ja.“

Das Gesicht der Magd, Rot, schau, und mit dem dumpfen Blick einer Kuh — und der brutale Nacken vor ihm.

„Viel zu tun?“ — „Es geht an.“

Nun ja. Wer verirrt sich schon in den „Eulenschrei“. Es gibt lustigere Plätze. Und lustigere Wirte. Der hier, mit seinem Kupfernacken, der hat sich verkrochen. In dieses jämmerliche graue Haus, ins Bett der scheuen Magd mit den Kuhaugen. Ein rascherer Schritt brachte ihn an die Seite des andern. „Woher stammen Sie denn?“

Da packte ihn der Wirt am Arm. „Geben Sie doch acht!“ Ein Stück der Böschung brach unter den Füßen des Fremden ein und stürzte polternd in die Tiefe. Der Fremde blickte auf die Klamm, die sein Gelenk gepackt hielt, höher, den schmutzig-grauen Aermel entlang und in das Gesicht des andern. Den Griff kannte er. So war der schmächtige Gefangene gepackt worden, als er im Steinbruch zusammengefallen war. So war er hochgezerrt worden, während die andere Faust ihn in den Rücken gestoßen hatte: Willst du wohl schaffen, du Schwein? —

Er machte sich los.

„Danke“, sagte er. „Ich werde nun schon allein weiterkommen.“

Der Wirt blickte auf ihn hinunter. Sein Gesicht schwamm grau in der Dämmerung.

„Wie Sie wollen. Dort hinten ist die Brücke. Guten Abend!“ — „Guten Abend.“

Der Wirt wandte sich um und machte ein paar Schritte. Dann hielt er ein und sah zurück. Der Fremde stand noch an der gleichen Stelle und blickte hinunter, wo der Gießbach sich tief in das witternde Gestein eingegraben hatte. Es rauschte hohl von drunten herauf, und Stück um Stück wurde von dem Brocken Erde gebissen, der heruntergestürzt war. Dann blickte er auf. Seine Augen begegneten dem Blick des Wirts.

„Danke!“ sagte er noch einmal. Der andere nickte kurz und ging. Auch der Fremde setzte seinen Weg fort.

Dann kam die Brücke, das Tal, und dann kamen die ersten Lichter.



Grabmal des 1330 im Jünglingsalter verstorbenen Kano von Falkenstein in der Stiftskirche zu Lich (Oberhessen). Der Name des Meisters ist unbekannt.

Photo: K. Schwabach, Institut Marburg

Wenn man das Glück hat, an einem schönen Tage diese überschlankte gotische Grabmalfigur in der Stiftskirche des kleinen oberhessischen Städtchens aufzusuchen, wenn dann die Sonne durch die farbigen Chorfenster scheint und ihre bunten Reflexe auf das Bildwerk zaubert, dann gewinnt deutsches Menschentum ein geheimnisvolles Leben, und der Alltag versinkt. Auf den ersten Blick scheint er nur schön, dieser Kopf. Aber es schwingt etwas Geistiges mit, etwas Nachdenkliches und Bestimmtes. Die Welt ist schön, aber so ganz anders als er in seinen Träumen sie sich gemalt. Neben dem Hellen steht das tiefe Dunkel, neben der Freude das Leid, und jeder hat den Kampf mit dem Dämon zu bestehen.